

Predigt  
beim Ökumenischen Universitätsgottesdienst  
am 9. Juli 2019  
über Lk 6,36-42  
Einander in die Augen schauen

Thomas Söding

Liebe Gemeinde,

einander in die Augen schauen:

Jesus hatte einen scharfen Blick für die Menschen. Er hat ihnen ins Auge geschaut und hat sich anschauen lassen von ihnen.

Der Blick Jesu war, erzählen die Evangelien, ein diagnostischer Blick: Gott schaut den Menschen ins Herz – und Jesus schaut auf sie mit den Augen Gottes. Er erkennt, woran Menschen leiden und was sie zu verbergen versuchen. Er deckt auf, was sie hoffen und befürchten. Wenn Jesus sie anschaut, werden sie ins Licht Gottes gestellt.

Der Blick Jesu war deshalb, erzählen die Evangelien gleichfalls, ein therapeutischer Blick – eine Augenheilkunde der ganz besonderen Art eignete ihm. Jesus schaut auf die Menschen, um sie zu heilen. Er schaut auf sie, um ihre Berufung zu erkennen. Er schaut auf sie, um ihnen das Augenlicht zu schenken. Er schaut auf sie, um sie vom Tode zu erwecken. Er öffnet die Augen für all das, was die Blinden sehen und die Sehenden sich nicht klarmachen. Wenn Jesus Menschen anblickt, öffnen sie ihre Augen. Sie können ihm in die Augen schauen; sie können sich selbst wieder sehen. Sie können einander in die Augen schauen.

Warum ist dieses Schauen für Jesus so wichtig, wie uns die neutestamentlichen Erzählungen widerspiegeln? Warum steht in den Evangelien das Sehen regelmäßig vor dem Reden und dem Berühren?

Weil es beim Sehen um Wahrnehmung geht. Um die Entdeckung der Menschlichkeit. Nicht sofort um die Mitteilung des Wortes Gottes, sondern zuerst um die Klärung der Situation, um die Wahrnehmung dessen, was ist – und vor allem: um die Anerkennung derer, die zu Hörerinnen und Hörern des Wortes werden sollen.

Das Evangelium, das gerade verkündet worden ist, nimmt diese Schlüsselbedeutung des Sehens auf. Es stammt aus der Feldrede, dem lukanischen Pendant zur Bergpredigt. Diese Predigt bildet den Mittelpunkt des öffentlichen Wirkens Jesu in Galiläa, bevor er sich aufmacht auf den Weg nach Jerusalem.

Diese Feldrede leitet Lukas mit einem Satz ein, der schnell überlesen ist, aber ins Zentrum führt: Jesus „hob seine Augen auf über seine Jünger und sagte: ...“ (Lk 6,20) – so schön feierlich und umständlich steht es in der Lutherbibel. Jesus erhebt seine Augen – und verbindet so Himmel und Erde. Er hebt seine Augen auf über seine Jünger, wie man die Hände bei einem Segen über Menschen erhebt. Sein Blick zeigt die Richtung und die Wirkung seiner Worte. Sie kommen von ihm; sie bringen Gott zur Sprache; sie gehen zu Herzen. Sie sind ein Segen. Sie öffnen die Augen, sie schärfen den Blick.

Die Seligpreisungen stehen am Anfang dieser Rede: Sie machten deutlich, wie Gott auf die Menschen schaut. Das Gebot der Feindesliebe folgt: Es macht deutlich, wen alles die Menschen als ihre Mitmenschen ansehen sollen, die es zu lieben gilt. Und dann sind wir auch sogleich in dem Abschnitt der heutigen Lesung. Es geht ums Sehen. Aber der Blick hat sich gewendet. Nun schaut Jesus darauf, wen die Jünger ansehen und wie. Nun geht es darum, wie sie schauen.

Das Sehen ist das Leitmotiv der Perikope in diesem Gottesdienst. Am Ende steht das Sprichwort vom Splitter und Balken. In der Mitte steht das Gleichnis vom Blinden, der einen anderen Blinden führt, so dass beide in die Grube fallen. Am Anfang steht die Warnung, einen anderen Menschen durch das eigene Urteil nur ja nicht zu vernichten: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ Immer werden die Jünger angeschaut und angeredet – so dürfen auch wir uns angeschaut und angeredet wissen. Wie können wir einander in die Augen schauen?

Ich rede jetzt nicht speziell von denen, die einander *ganz tief* in die Augen schauen – und sich ineinander verlieben. Ich rede eher von denen, die einander *wieder* in die Augen schauen, nachdem sie sich vorher aus dem Blick verloren haben. Ich rede von uns, von unserer Blindheit, von unseren Blicken, von unserem Ansehen, von unserer Hoffnung, dass andere uns nicht übersehen, sondern anschauen, möglichst mit gütigen Augen, und ich rede von unserer Hoffnung, dass wir andere anschauen können, wie Jesus sie anschaut.

Einander in die Augen schauen. Das ist ein ethisches Thema, es ist ein ökumenisches Thema, es ist aber auch ein anthropologisches, ein allgemein menschliches Thema. Ein ethisches Thema, weil es um Blicke geht, die töten können, um Menschen, die abschätzig betrachtet werden, weil sie anders sind oder etwas Böses getan haben sollen. Ein ökumenisches Thema, weil es um wechselseitige Wahrnehmung geht, um wechselseitiges Anschauen. Ein anthropologisches Thema, weil es um das Sehen selbst geht.

Um diese Menschlichkeit des Sehens zu fokussieren, will ich dem Motto aus dem Evangelium zwei weitere Sätze an diese Seite stellen.

Der eine Satz lautet: „Ich will morgens in den Spiegel schauen können.“

Der andere Satz lautet: „Ich will auf Augenhöhe kommunizieren können.“

Der erste Satz ist ein moralischer, der zweite ein politischer Satz.

„Ich will morgens in den Spiegel schauen können“ – das sagen sich diejenigen, die vor einer schweren Entscheidung stehen, einer Versuchung, und die einem Druck standhalten müssen, gegen ihr Gewissen, gegen ihre Überzeugungen, gegen ihr Ethos zu handeln. Oft nehmen sie dann wirtschaftliche, soziale oder politische Nachteile in Kauf. Aber sie fühlen sich wohl dabei. Sie sind sicher, das Richtige zu tun. Sie haben Ansprüche an sich. Sie haben ein Bild von sich. Vor diesem Bild wollen sie nicht die Augen verschließen.

„Ich will auf Augenhöhe kommunizieren können“ – das sagen diejenigen, die auf der sozialen, der politischen, der kulturellen Rangskala weiter unten stehen und Anerkennung fordern. Sie wollen, dass man sie nicht von oben herab betrachtet. Sie wollen die gleichen Rechte, die gleiche Anerkennung haben. Sie wollen nicht vom Wohlwollen anderer abhängig sein, um wahrgenommen zu werden und Gehör zu finden.

Einander in die Augen schauen – wer morgens nicht mehr in den Spiegel schauen könnte, wäre dazu unfähig, und erst wenn man auf Augenhöhe kommuniziert, kann man einander in die Augen schauen.

Beides ist wichtig, beides ist menschlich. Aber der Blick Jesu reicht höher, und er reicht tiefer. Jesus „hob seine Augen auf über seine Jünger und sagte: ...“ Er schaut nach oben und weiß sich angeschaut, sich selbst und seine Jünger. Er schaut nicht nur in den Spiegel, er schaut ins Angesicht Gottes, der ihn anschaut und seine Jünger.

In dieser Blickrichtung schärft er den Blick seiner Jüngerinnen und Jünger: für sich selbst, für ihre Nächsten, für Jesus, für Gott. Sie sollen ihm nachfolgen. Sie haben den Auftrag, in seinem Namen zu handeln. Sie sollen lernen, andere Menschen und sich selbst so zu sehen, wie Gott sie sieht. Deshalb müssen sie in eine Schule des Sehens und Hörens gehen, bevor sie in eine Schule des Redens und Handelns gehen. Auch sie wollen – und auch sie sollen – ihre Augen zu Gott erheben; auch sie sollen – und sie wollen – im Namen Gottes sprechen. Das ist die Chance ihres Lebens, aber auch die Versuchung ihres Lebens. Hier setzt Jesus an.

Was hindert die Jünger daran, einander in die Augen zu schauen und anderen Menschen so anzuschauen, dass sie einander in die Augen schauen können? Der erste Grund, den Jesus nach dem Lukasevangelium nennt, ist der Wille zum Richten: so zu sprechen, so zu urteilen, so zu verurteilen, als ob man Gott selbst wäre. Ohne den Glauben an Gott, ohne die Suche nach Gerechtigkeit, ohne das Wissen um die eigene Berufung gäbe es diese Versuchung, die tödliche Gefahr der Jüngerschaft, gar nicht. In der Ökumene ist dieser Blick besonders gefährlich: Ich bin Kirche – Du nicht. Ich habe den Glauben verstanden – Du nicht. Ich kenne die Wahrheit – Du nicht. In der Ökumene geht es um die Wahrheit, um den Glauben und um die Kirche. Aber das Richten, das verurteilt, ist tödlich.

Der zweite Grund, den Jesus nennt, ist die Versuchung, die eigene Blindheit nicht zu erkennen. Wer – ganz zu Recht – glauben darf, von Jesus so angeschaut worden zu sein, dass die eigenen Augen geöffnet worden sind – kann ein solcher Mensch etwa blind sein? Und einen anderen blinden Menschen ins Unglück stürzen? Wer, wenn nicht gerade diejenigen, die meinen, *coram Deo* den ganz großen Überblick zu haben, sind dieser Versuchung ausgesetzt? Die Ökumene ist ein Ernstfall: Weggemeinschaft ist gefragt, Zeitgenossenschaft, Solidarität. Ohne die anderen, die mit auf dem Weg des Glaubens sind, würden die eigenen Fehler zur tödlichen Gefahr. Wenn ich die anderen nur als Blinde betrachte und ihnen nicht zutraue, einen Blick für den gemeinsamen Weg zu haben, ist die Katastrophe vorprogrammiert: Alle kommen zu Fall.

Der dritte Grund, den Jesus nennt, ist die Konzentration auf den Fehler des Gegenübers, den Splitter in seinem, in ihren Augen, während der Balken im eigenen Auge – einer dieser grotesken Hyperbeln Jesu – nicht gesehen wird. Das Bild zielt nicht darauf, moralisches Fehlverhalten zu quantifizieren und ein größeres gegen ein kleines Schuldenkonto aufzuwiegen. Es lädt auch nicht zur Kritiklosigkeit ein. Es markiert vielmehr die Konzentration auf den Fehler des Gegenübers als das eigentliche Problem. Insofern kommen im Wort vom Splitter und Balken die beiden ersten Gründe zusammen: das fatale Hybris des Richtens, als ob man Gott wäre, und die katastrophale Uneinsichtigkeit in die eigene Blindheit, als ob man kein Mensch wäre. Was diese Warnung für die Ökumene heißt, liegt auf der Hand.

Den drei Gründen, die eine Kommunikation auf Augenhöhe, einen wechselseitigen Blick in den Spiegel verhindern, stehen in der erzählten Predigt Jesu drei Gründe entgegen, die zeigen, dass Versuchungen kein Verhängnis sind. Der erste Grund: Es gibt die Chance zur Vergebung. Es ist nicht nötig, auf alle Ewigkeit unversöhnt zu bleiben, weil Schuld im Raume steht. Gott selbst liebt seine Feinde, Jesus schaut sie mit den Augen Gottes an – auch die Jünger dürfen es wagen, Sünden zu vergeben. Wenn sie es tun, weitet sich ihr Blick: für Gott, für den Nächsten, für sich selbst. 2017 konnte in Hildesheim ein solcher Versöhnungsgottesdienst gefeiert werden: Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen. Er ist nicht der einzige seiner Art. Ihm müssen weitere Folgen. Was der Gottesdienst gezeigt hat; dass es vor Gott und mit Gott eine Zukunft jenseits tödlicher Feindschaft gibt. Versöhnung gibt es auch unter Menschen; aber wenn Gott ins Spiel kommt, gewinnt sie Dimensionen, die Himmel und Erde verbinden.

Der zweite Grund: Es gibt die Chance zur Großzügigkeit. Es ist nicht notwendig, dass die Menschen in der Nachfolge Jesu das Wenige, das sie haben, festklammern. Sie können es loslassen. Sie können teilen. Sie werden erfahren, dass geteiltes Leid halbes Leid und geteilte Freude doppelte Freude ist. Warum? Weil das, was gegeben wird, ein Geschenk Gottes ist. Die Ökumene ist ein denkbar guter Ort, diese Gabe, geben zu können, zu entdecken und durch Teilen zu vervielfachen.

Der dritte Grund: Es gibt die Chance zum Neuanfang. Ich kann den Splitter aus meinem eigenen Auge ziehen. Ich kann Gewissensforschung betreiben. Ich kann meine Schuld bekennen. Ich kann es nicht ohne Gott, ich kann es nur durch ihn und mit ihm. Ich kann es nicht ohne meine Schwestern und Brüder; ich kann es nur mit ihnen und nicht ohne dass sie mir helfen. Individuell kann man diesen Gedanken gut nachvollziehen. Warum fällt es so schwer, ihn auch auf die Kirche zu übertragen? Erst wenn das geschieht, ist eine geistliche Ökumene politisch und eine politische geistlich.

Und was heißt das für uns: Einander in die Augen sehen?

Ich könnte, ich müsste lange über unser Zusammenleben in der Universität sprechen, als Profs und Studis, als Prüfende und Geprüfte, als Beurteilende und Beurteilte. Über die Versuchung, zu richten. Über die Versuchung der Besserwisserei. Über die Chance des Teilens.

Ich will aber über *hic et nunc* sprechen. Über mich und uns. Über Jesus und seine Jüngerinnen und Jünger. Über Gott und diesen Gottesdienst.

Ich bin katholisch, die Universitätspredigerin ist evangelisch. Es ist ein ökumenischer Gottesdienst.

Vielleicht weitet es unseren Blick, eine orthodoxe Perspektive zu öffnen. Ich spreche von einer Ikone. Es gibt sichtbare Ikonen, aber viel wichtiger ist die unsichtbare Ikone, die sie sichtbar machen sollen: Jesus Christus selbst, das Bild des unsichtbaren Gottes.

Wer in eine Ikone schaut, schaut wie durch ein Fenster in eine weite Welt, weit größer als der eigene Gesichtskreis, in die Welt Gottes, die Himmel und Erde verbindet.

Wer in eine Ikone schaut, schaut auch in einen Spiegel und sich selbst, in Farben, in Dimensionen, in Aspekten, die von Gott erleuchtet sind.

Wer in eine Ikone schaut, weiß sich angeschaut und verändert so den eigenen Blick: auf Gott, auf sich selbst, auf den Nächsten.

Einander in die Augen schauen.

Einander erkennen.

Einander lieben.

Gott, wir bitten dich in Jesu Namen,  
zieh den Balken aus unserem Auge, dass wir unsere Schwester und unseren Bruder erkennen können – und in ihm, in ihr: uns selbst, auf Augenhöhe. Lass uns einander in die Augen schauen.